

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 9 — Sonntag, den 1. März 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Alte Fastnachtsbräuche aus dem Erzgebirge

Recht eigentlicher Faschingsübermut, wie er sich etwa im Münchner oder Kölner Karneval auslebt, ist heutzutage im Erzgebirge unbekannt, er läßt sich auch nur schwer mit dem Charakter des Erzgebirgers in Einklang bringen. Was bei uns gegenwärtig noch an bodenständigen Fastnachtsbräuchen lebt, beschränkt sich auf das „Spießeireden“ der Kinder, doch ist auch dieses leider vielfach schon mehr oder weniger zur bloßen Bettelei entartet. Ehedem war es anders, da sahen auch die Bergstädte des Obererzgebirges echtes, rechtes Faschingstreiben mit mancherlei Umzügen und Lustbarkeiten unter freiem Himmel durch ihre Gassen toben. Leider berichten die alten Ortschroniken über diese Seite des Volkslebens nur in den seltensten Fällen, und auch dann sind ihre Angaben meist sehr dürftig. Eine solche kurze Schilderung alter Annaberger Fastnachtsbräuche hat uns Jenifius im ersten Buch seiner lateinisch geschriebenen „Geschichte der Stadt Annaberg“ (Dresden 1605) überliefert. „Vormals veranstalteten die Fleischer“, so berichtet er, „auf Markt und Gassen Umzüge und Festspiele. Bei den Kürschnern war es Brauch, um die Körpergewandtheit zu zeigen, durch entblößte Schwerter, bei den Böttchern durch hochgehaltene Reifen zu tanzen und zu springen. Dies geschieht an bestimmten Tagen, insbesondere aber zur Fastnacht, wo ganze Scharen verummumt und verkleideter Personen unter allerlei Unarten und albernem und häßlichen Gebärden, wie Verrückte, die Stadt



Der Ziehharmonika-Seppl,
die historische Münchener Karnevalsfigur am Nagl, gegenüber
dem Hofbräuhaus in München.



Till Eulenspiegel,
der närrische Schelm des Mittelalters, als Brunnenfigur in
seiner Heimatstadt Braunschweig.

durchstreifen. Gleichzeitig pflegten die Handwerker kurzweilige Spiele aufzuführen, andere liefen mit Waffen umher, andere trieben allerlei Schabernack.“ Indes bereits am Ausgang des 16. Jahrhunderts scheint der Annaberger Fasching viel von seinem alten Glanz verloren gehabt zu haben, denn Jenifius, der die Handschrift seines Werkes 1592 beendete, schließt seine kurze Betrachtung mit dem Satz: „Von solchem allen sind infolge der Ungunst der Zeitverhältnisse gegenwärtig nur geringe Ueberreste geblieben.“ So weit der Zeitbuchschreiber. Er hat uns nichts als die nackten Tatsachen aufbewahrt, aus seiner Darstellung dringt nicht der leiseste Ton des überschäumenden Lebens über die Jahrhunderte herüber. Mehnlich dürftig fließen auch die sonstigen chronikalischen Quellen. Wollen wir wenigstens einen fernen Schimmer des einstigen Glanzes auffangen, so müssen wir uns anderwärts umsehen.

Der Schwerttanz, den nach Jenifius die Annaberger Kürschner im Fasching aufführten, war z. B. auch in Chemnitz heimisch und wurde dort „am 18. Februar 1613 von den Tuchknappen zur Feier des Faschings aufgeführt“. (Lehmann, Chronik der Stadt Chemnitz-Schneeberg 1843.) An ihm waren 9 Tänzer, 2 Pfeifer, 1 Trommler und 2 Hanswürste beteiligt, die ihn auf dem Markt darboten und mit folgendem Spruch auftraten:

„Wir treten herein ganz edel und fest,
Und grüßen alle anwesende Zuschauer aufs best;
Grüßten wir einen und den andern nicht,
So möchten's meinen, wir wären die echten Schwerttänzer
Die echten Schwerttänzer sind wir genannt, [nicht;
Wir tragen das Schwert in unserer Hand.
Spielmann, mach' auf den rechten Schwerttanz!“

Die eigentliche Schaustellung wurde durch einen Rundtanz eröffnet, wobei jeder Tänzer das Schwert seines Nebenmannes bei der Spitze faßte; ein Sprung über die Schwerter beendete diesen Teil. Darauf wurden die Schwerter niedergelegt, herumgetanzt, die Schwerter wieder aufgenommen und eine Schnecke gebildet, die sich auflösen mußte, ohne daß ein Tänzer das Schwert seines Nachbarn loslassen durfte. Dann sprang der eine Hanswurst in den Kreis und kniete nieder, die Tänzer hielten ihre Schwerter auf ihn, der Vortänzer schwang sich auf diesen Schild und sprach:

„Da bin ich heraufgestiegen,
Wär' besser, ich wär' unten geblieben;
Der Fasching ist ein vertueller Mann,
Hat all sein Hab und Gut vertan;
Er hat vertan sein Hab und Gut,
Bis auf einen alten zerriß'nen Hut.
Er reißt das Land wohl auf und nieder,
Was er bekommt, verkauft er wieder;
So spring' ich aus dem grünen Kranz,
Spielmann, mach' auf den lustigen Schwerttanz!“

Nun wurde wieder im Kreis herumgetanzt, jetzt aber schneller als am Eingang. Die Tänzer traten einer nach dem andern ab, bis Vor- und Nachtänzer allein waren, und das Ganze mit einem Scheingefecht abschlossen.

Dieser Schwerttanz, der seine großartigste Ausprägung wohl in dem der Nürnberger Messerschmiede gefunden hat, ruht auf altgermanischer Grundlage, wie uns Tacitus in seiner „Germania“ bezeugt. Dieser römische Geschichtsschreiber berichtet uns folgendes über die Schwerttänze der germanischen Jünglinge: „Sie haben nur eine Gattung der Schauspiele, und sie ist bei allen Zusammenkünften die gleiche. Nachte Jünglinge, denen das ein Spaß ist, springen zwischen Schwerter und vorgehaltene Lanzen. Die Übung bringt Fertigkeit, die Fertigkeit Anstand. Sie tun es nicht um Lohn oder Gewinn, obgleich ein Preis ihres kühnen Mutwillens nicht fehlt: das Vergnügen der Zuschauer. Der Tanz besaß überdies kultischen Charakter. Der Weg von diesem zum Schwerttanz der mittelalterlichen Handwerker war weit, und das Spiel erfuhr manche Veränderungen. Auch der Reistanz der Böttcher, von dem Senifius spricht, und der heute noch in München als „Schäfflertanz“ lebt, ist letzten Endes nur eine Abwandlung des Schwerttanzes, bei der Reisen an die Stelle der Schwerter getreten sind.

Das eigentliche Gesicht erhielt der Fasching in den Bergstädten indes nicht so sehr durch diese Tanzspiele der Handwerker, sondern vor allem durch das bergmännische Brauchtum. Der Fastnachtsdienstag war ja neben dem Streittag (22. Juli) lange Zeit der eigentliche Fest- und Feiertag der Bergleute.

Am diesem Tag fand der feierliche Bergaufzug statt. Unter Trommel- und Pfeifenklang marschierten da die Knappen in festlicher Tracht zum Gottesdienst in der Bergkapelle. Die eigentümliche Standeskleidung der Bergleute ist ja nicht erst im 18. Jahrhundert, als sie 1768 von der Regierung zur Uniform erklärt und ihr Tragen den Bergleuten zur Pflicht gemacht wurde, geschaffen worden; nein, sie ist erheblich älter, wie uns bildliche Darstellungen aus dem 16. Jahrhundert beweisen. Es sei in diesem Zusammenhang nur an die Bilder auf der Rückseite des 1521 errichteten Bergaltars in der Annenkirche zu Annaberg erinnert, die uns nicht allein die Arbeit der Knappen schildern, sondern auch deren eigenartige Tracht vor Augen führen. Diese und andere kulturgeschichtlich äußerst wertvolle Darstellungen werden durch folgende Angaben des oben erwähnten Zeitbuchschreibers Senifius glücklich ergänzt: „Die Bergleute hatten sonst geschlichte Aermelröcke; jetzt tragen sie namentlich die

Unverheirateten, Leibröcke von Leder ohne Aermel, geschlichte Beinkleider, die bis an die Knie reichen, sowie rot, blau, gelb oder weiß gestreifte Strümpfe.“

Das Kernstück des Gottesdienstes war die Bergpredigt, die in Annaberg 1552 von Amts wegen eingeführt wurde, tatsächlich aber wohl älter ist. Sie lehnte sich in Aufbau und Sprache mehr oder weniger eng an die „bergkläufftige Weise“ des Joachimsthaler Pfarrers Joh. Mathesius an, mochte sie nun in Freiberg oder Schneeberg, in Annaberg oder Marienberg oder einem der anderen zahlreichen Bergorte gehalten werden.

Musterbeispiele für sie alle waren die berühmten „Sarepta-Predigten“, die Mathesius in den Jahren 1552—1562 meist zur Fastnacht, wo man nach alter, noch aus vorreformatorischer Zeit stammender Gewohnheit etwas besonders Unterhaltendes zu hören erwartete, angeblich in Bergmannstracht vor seiner Berggemeinde hielt. Diese Predigten erschienen, vielfach erweitert, 1562 im Druck und erfreuten sich trotz ihrer für den Nicht-Bergmann nur schwer verständlichen Sprache außerordentlicher Beliebtheit, so daß sie bis 1679 nicht weniger als 14 Auflagen erlebten. Ueber dieses Werk, das ungeachtet mancher Schwächen eine hervorragende Quelle zur Geschichte des erzgebirgischen Volkstums und des Bergbaues darstellt, urteilt Loesche (Joh. Mathesius, Ausgem. Werke, 4. Bd. Prag 1904): „Mathesius wähnt, die Bibel rede oft von großen Geheimnissen in bergmännischer Weise, während uns doch von edlen Metallen und Bergwerken in Palästina nichts bekannt ist. Er ist nicht ohne das Bewußtsein, in seinen Gedankenverbindungen zu kühn zu sein, aber er tröstet sich mit dem guten Zweck, den Bergleuten ihre tägliche Beschäftigung mit geistigen und himmlischen Dingen zu vergesellschafteten; ein freilich nicht beisspiellofes Unternehmen, das er aber für seine Zeit und Bildungsmittel mit bewundernswerter Kunst durchführte und das sogar seinen heutigen Amtsbrüdern als vorbildlich gelten darf, zumal in kleineren, gemeinlich gleichartigen Gemeinden, in bezug auf das begeisterte und vergeistigende Eingehen des Predigers auf den Beruf seiner Zuhörer.“

In einer dieser Predigten prangert Mathesius das oft allzu übermütige Treiben seines Bergvölkchens, wie es namentlich zur Fastnacht, und zwar nicht nur in Joachimsthal üblich war, mit diesen Worten an: „Es läßt sich all Ding ein Weil tun. Gott kommt langsam und hält als ein langmütiger Gott aus und zeucht die Straf auf, ob die Gefäß des Zorns wollen Buße tun. Aber endlich kommt er hart und schrecklich und reißet in seinem grimmigen Zorn alle die alten Sinker und Fundgrübnern hinweg und treibet sie als reiche Säue zur Schwemme, daß ihr keiner wiederkommt. Da hilst sie (ihnen) nichts ihr Sackpfeifen und Bergreihen, und daß sie (den Becher) redlich haben lassen umgehen und vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht und oft über die halbe Mitternacht in sich geschwedert (gegossen) wie ein Laugensack und haben sich auch gemäst und ausgefüllt wie die feisten Mühl- und Bäckensäu. Es hilst auch die schönen Doeken (den schönen Frauen) nicht, daß sie ihren Hals ausgestreckt haben wie die Hirschen und mit Auglein um sich geworfen und den Hals mit Seide und Sammet behängt und auf welsch und französisch haben höflich tanzen können wie (der) Herodias Tanzjungfräulein. Denn da Gott abschüttete (das Schutzbrett fortshob) oder die Dämm im Allertiefsten und Abgrund (Abriß), da rein er die großen Wasser verschlossen, und Gott ließ die Schleusen aufziehen über die Feste, dahin er seine gewaltigen Wassersümpfe geschlagen, da ging die ganze erste Welt schrecklich zu Boden (zugrunde) bis auf acht Seelen.“

Die Art, wie hier Mathesius seiner Gemeinde die Sündflut als Strafe des Himmels für Völlerei und allzu weltlichen Treiben vor Augen hält und ihr die Schrecken dieses Gerichts unter den Bergleuten ohne weiteres verständlichen Bild des Wassereinbruchs in eine Grube darstellt, ist beispielhaft für den Ton aller dieser „Sarepta-Predigten“. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß Mathesius durchaus kein Mucker war, sondern sehr wohl Verständnis für frohen Lebensgenuß hatte. Wenn er es trotzdem für nötig erachtete, seinen Joachimsthalern die Wahrheit unaufgeschminkt zu sagen und sich für seine Philippika gerade eine Fastnachtspredigt aussuchte, so hat er vermutlich alle Ursache dazu gehabt.

Denn das Treiben der Bergburſchen am Faſtnachtsdienſtag und Aſchermittwoch mag oft toll und ausgelaffen genug geweſen ſein. Der einzige Schriftſteller, der uns von den beſonderen Faſchingsbräuchen des Bergvolkes Nachricht gibt, iſt der Scheibenerger Pfarrer Chriſtian Lehmann, der unermüdliche Sammler erzgebirgiſcher Nachrichten und Ueberlieferungen. An verſchiedenen Stellen ſeiner Werke erzählt er uns vom „Quaß“ der Annaberger Bergknappen, ſo in ſeinem „Hiſtoriſchen Schauplatz“ (Leipzig 1699), in ſeiner „Sittenchronik“, deren noch ungedruckte Handſchrift ſich im Beſitz der Leipziger Stadtbücherei befindet, und in ſeinen Briefen, die ebenfalls noch ungedruckt in Gießen liegen. Im folgenden iſt dieſer Faſchings-trubel nach Lehmanns „Sittenchronik“ in der Form geſchildert, in die Fr. Sieber (Sächſiſche Stammeskunde, Jena 1926) die Angaben des Chroniſten gekleidet hat:

„Am Faſtnachtsdienſtage wurde die Bergpredigt gehalten. Da ließen ſich die Bergleute mit Drummeln und Pfeifen in die Kirche führen und ebenſo wieder heim. Nach dem Gottesdienſte zog ein Teil vor die Häuſer und ſammelte Speiſe: Eier, Wurf, geräuchert Fleiſch. Andere warben eine Dienſtmagd zur Faſtnachtsbraut und baten die Jungfern zum Tanze. Alle Gebetenen mußten ſich mit Geld löſen. Das wurde zu Bier genommen, und auf dem Rathauſe ward öffentlicher Tanz gehalten. Dabei wurde geſſen, getrunken und geſungen.“

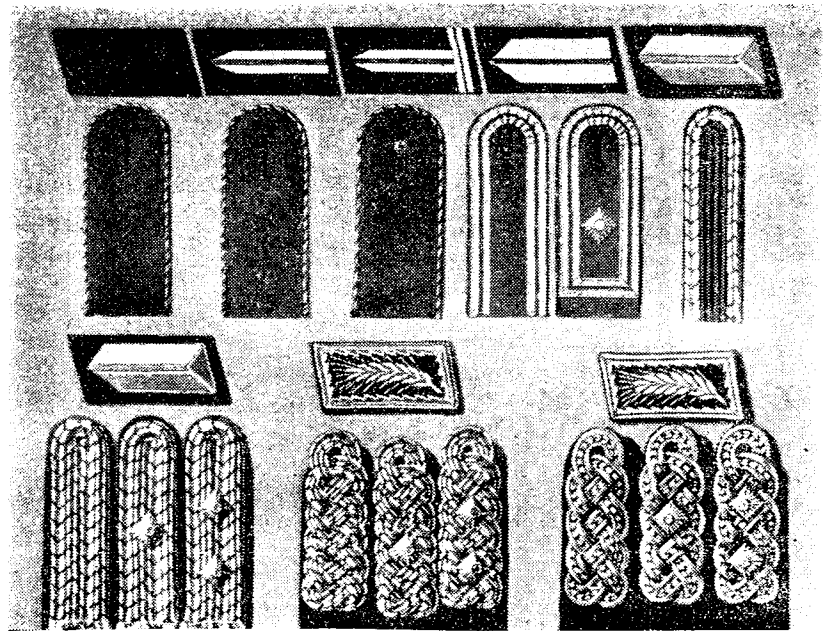
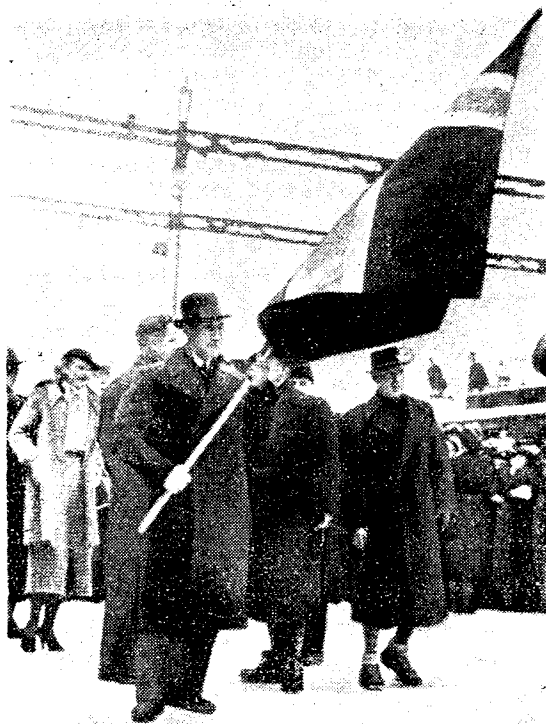
Am Aſchermittwoch hielten die Bergleute verſchiedene Spiele. Da brachten einige einen Ochſen. Das waren aber zwei Männer, in dieſe Tiergeſtalt verummmt. Der vorderſte trug einen großen Topf auf dem Kopfe. Nun kamen die andern herbei und ſchlugen auf den Ochſen ein, bis er umfiel. Einem Böttcher aus Breßnitz iſt es dabei übel ergangen. Da ſchlugen die Mehger zu tief ein, daß der Breßnitzer für tot liegen blieb. — Andere aber machten das Ochſenſpiel nicht mit. Die brachten zwei wilde Männer, einen in Reiſig und Moos, den andern mit Stroh umwickelt, und führten ſie als Gefangene auf den Gaſſen umher. Darnach aber auf dem Marktplatz ſchoſſen ſie nach den Wilden,

und die tummelten ſich unter den Leuten und beſpritzten die Zuſchauer mit Blut aus Blaſen, die ſie bei ſich trugen, ehe ſie gar niederfielen. Da faßten ſie die Jäger als tot auf Bretter und trugen ſie ins Wirtshaus. Die Bergleute gingen daneben her, bliefen eins durch ihre Bechpfeifen und Grubenleder als hätten ſie ſtattlich Wildpret gefangen. Im Wirtshaus aber waren ſie luſtig, ſo lange das Bier währte.“

Der Schilderung dieſes letzten Spiels fügt Lehmann im „Hiſtoriſchen Schauplatz“ die Bemerkung an: „Vergleichen Aufzüge hieß man vor dem 30jährigen Krieg, aber nun ſind ſie abgekommen.“ An dieſer Stelle bringt er das Wilde-Männer-Spiel auch mit dem Volksglauben an das „Holzweibel“ in Verbindung, von dem er ja anderwärts erzählt, daß es am Aſchermittwoch beſonders grimmig vom Teufel verfolgt werde. Inwiefern dieſe Meinung zu Recht beſteht, bezw. inwiefern jener Glaube die örtlichen Ausgeſtaltung des Spiels beeinflusst hat, muß dahingeſtellt bleiben. Auf alle Fälle geht der „Quaß“ der Annaberger Bergknappen auf alte germaniſche Vorſtellungen und Frühlingsfeſte zurück und gibt in ſeinem letzten Teil nichts anderes als eine ſinnbildliche Darſtellung des Kampfes zwiſchen Lenz und Winter.

Zum Schluß ſei noch kurz auf die Bedeutung des Wortes „Quaß“ eingegangen. Der Heimatforſcher S. Sieber, Aue, nimmt an, daß es ſlawiſcher Herkunft ſei und urſprünglich Schmaus oder Gelage bedeute. Namentlich im Pleiſnerland zwiſchen Leipzig und Altenburg wurde im 16. Jahrhundert aber auch der Pfingſttanz als „Quaß“ bezeichnet. „Wir finden alſo den Ausdruck „Quaß“ bei Lehmann auf Faſtnacht, bei anderen auf Pfingſtfeſte angewendet. Doch iſt das dem Volkſtandler nicht verwunderlich, da die Frühlingsfeſte in älterer Zeit in mancher Hinſicht ineinander übergingen. Tatſächlich ſind der naturfrohe Germane ſchon vor Oſtern ſeine Frühlingsfeiern an, und die Kirche des Mittelalters machte allmählich mehrere Feſte daraus.“

W. Ludewig.



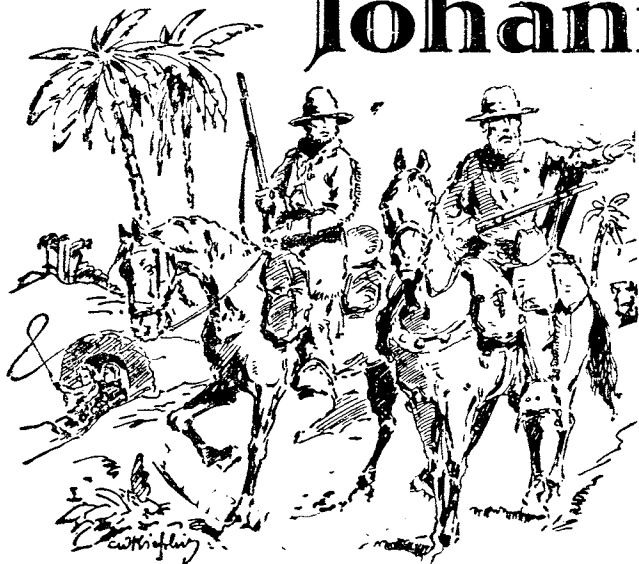
Die neuen Dienſtgradabzeichen des Reichsarbeitsdienſtes. Nach der Uebernahme der Führer des bisherigen R.-A.-Arbeitsdienſtes in den Reichsarbeitsdienſt ſind die Dienſtgradabzeichen, wie hier abgebildet, feſtgelegt worden. Alle Führer im Außendienſt tragen die Dienſtgradabzeichen und Abzeichen auf ſchwarzem Grunde. Fortlaufend von links oben nach rechts unten: Arbeitsmann, Vormann, Obervormann, Truppführer, Obertruppführer, Unterfeldmeiſter, Feldmeiſter, Oberfeldmeiſter, Oberfeldmeiſter, Arbeitsführer, Oberarbeitsführer, Oberſarbeitsführer, Generalarbeitsführer, Obergeneralarbeitsführer, Reichsarbeitsführer. (Eſcherl Bilderdienſt, K.)

Norwegen empfängt die Olympia-Kämpfer. Der norwegiſchen Mannſchaft in Garmisch-Partenkirchen, die ſich bekanntlich unter 28 Nationen als die geſchlagenſte hatte, wurde bei ihrer Rückkehr nach Oslo ein begeiſterter Empfang zuteil. Man ſieht auf unſerem Bilde links an der Spitze Balangrud, den Gewinner von 3 Goldmedaillen mit der norwegiſchen Flagge, hinter ihm Ranna Egibius u. rechts Mathiſſen. (Weltbild, K.)

Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



(2. Fortsetzung.)

Dort drüben hinter den Bergen liegt das neue Land der Hoffnung!

Auch Sutter war so der Bedanke gekommen, nach Kalifornien zu gehen. Er rechnete nicht mit Gold und Silber, er wollte sich aus der Erde sein Glück erobern. Eine Provinz wollte er sich schaffen, ein eigenes Königreich sollte es sein, in dem nur er allein Herrscher sein wollte. Und wenn alles nach seinem Wunsch ginge, dann sollten Anna und die Kinder nachkommen in die neue Heimat.

Neu-Helvetia sollte das Land heißen, das einmal ihm, dem landflüchtigen Bankrotteur Johann August Sutter, ganz gehören sollte. Er wollte es bebauen und bewirtschaften wie ein König.

„Ermatinger, wie geht der Wind?“

Sein Gefährte drehte sich um. Da hinten in der Prärie lag Fort Independance, die Flagge war eben noch zu erkennen. Die Sonne stand noch flach im Westen und schien auf ein friedliches Hügelland.

„Sutter, der Wind steht gut. Ich fresse einen Indianer mit Haut und Haar, wenn wir nicht gut hinüberkommen. Laß uns nur erst am Evens-Paß sein, dann reden wir weiter.“

Ermatinger war Schweizer, aber zwanzig Jahre Amerika hatten ihn geformt. Drahtig seine Gestalt, wie aus einem Eichenkloß gehauen das Gesicht, das unter den Trappern zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean wohlbekannt war. Sutter und Ermatinger — sie waren einander ebenbürtig. Zwei im Schmelztiegel des Schicksals geläuterte unbeugsame Charaktere, zwei Starrköpfe.

„Alvarado wird uns Land geben, Ermatinger.“

„Und wenn er es nicht gibt, nehmen wir es uns. Wir reiten nicht 2500 Meilen, um uns von einem Spaniaten abweisen zu lassen.“

Sutter und Ermatinger wissen genau, was sie in Kalifornien wollen. Aber sie ahnen noch nicht, was ihnen auf dem 2500-Meilenritt bevorsteht. Sie ziehen durch einen ganzen Kontinent, sie leiden Durst und Hunger, sie werden beschossen und schießen zurück. Nachts liegen sie neben den Pferden und schlafen mit der Büchse im Arm. Sie sitzen an Lagerfeuern friedlicher Indianer und entgehen mit knapper Not den Marterpfählen der andern.

Die Leiden der amerikanischen Westfahrer sind auf den goldenen Seiten der Geschichte der Vereinigten Staaten eingeschrieben, ganz Europa hat seine besten Söhne hier eingesetzt in dieser grandiosen Jagd nach Land und Abenteuer. Und die kleine Expedition Sutters war nur ein winziger Punkt in dieser heroischen Geschichte menschlicher Kühnheit und Ausdauer.

Im Augustanfang des Jahres 1838 meldet der US-Soldat Jim Slower vom Ausguckturm des Fort Hall das Herannahen von vier einzelnen Reitern. Kurz, nachdem er sie gesichtet hat, zieht Sutter und seine Kumpane in das jämmerliche Holzforst ein. Sie sehen zum Erbarmen elend aus, ihre Gesichter sind durch riesige Bärte entstellt und unkenntlich geworden, die Haut ist braun und gerüst, und die Backenknochen beschatten tief-liegende Augen.

„Hallo. Boys, erschreckt nicht. Wir sind Christenmenschen wie ihr.“

Der Kommandant des Forts empfängt Sutter und läßt sich berichten. Er warnt auch vor einem Weiterzug.

„Bleibt hier, und erholt euch erst einmal. Nach Kalifornien kommt ihr immer noch.“

Er meint es gut mit ihnen, er kennt die Gefahren des Felsengebirges.

„Was redet uns dieser Grünichnabel da von rasten? Sutter, du wirst dich doch nicht umstimmen lassen?“

Der brave Ermatinger hat in seinem Heimatdeutsch mit Sutter gesprochen, aber bei Sutter war jedes Aufmuntern überflüssig. Er wehrte lächelnd ab.

„Laß gut sein, old boy!“

Und zu dem Kapitän gewandt, fuhr Sutter fort:

„Kapitän, wir wollen nach Kalifornien, und da heißt keine Maus auch nur einen Faden ab. Sagt uns, wie es an der Küste aussieht, und wir werden vielleicht zwei Rasttage einlegen, aber dann gleich wieder aufbrechen.“

Der Kapitän kennt diese Art Westler. Er sieht sie öfter in seinem Fort zu Gast. Da kommen Händler der Hudson-Bay-Gesellschaft, die monatelang keinen Weißen zu Gesicht bekommen. Sie tauchen aus den Wäldern auf und gehen still wieder zurück, nachdem sie Pulver und Blei eingetauscht haben. Da rücken geheimnisvolle Rundschafter an, die mit Reit- und Packtieren unterwegs sind. Sie schlafen nachts am Feuer in einer Felspalte und ziehen einsam von Indianerlager zu Lager. Da sind die Trapper und Fallensteller, die Walddläufer und Präriereritter — mit ihnen war sowieso nicht zu reden. Aber diese beiden bärigen Burtschen wollen doch drüben in Kalifornien siedeln, die gehen bestimmt nicht auf Abenteuer aus.

„Sutter, und wenn ihr wirklich bis Vancouver kommt, dann findet ihr kein Schiff, das euch nach Kalifornien bringt. Die Russen haben eben ihre ersten kalifornischen Siedlungen eröffnet, die Spanier sehen sie nicht ungern, weil sie ihnen lieber sind als die spärlichen Amerikaner. Wie wollt ihr also hinkommen?“

Sutter und Ermatinger sehen sich an. Nur einen kleinen Augenblick, aber sie verstehen sich.

„Kapitän, wir kommen nach Kalifornien, und wenn der Weg mit Russen gepflastert wäre. Und wenn wir über Honolulu fahren müßten, nach Kalifornien müssen wir!“

Sutter hat es ausgesprochen, und das gilt zwischen den beiden Männern. Der Kapitän läßt sie im Fort. Achtundzwanzig Stunden schlafen Sutter und Ermatinger, ohne zu erwachen. Dann sind sie wieder wohl auf und sorgen für die Weiterreise. In der Frühe des zweiten Tages brechen sie auf.

„Farewell, old boys!“

Die Soldaten stehen am Forteingang und sehen ihnen nach. 300 Meilen sind es bis zum nächsten Fort Boisé, das 24 Union-soldaten besetzt halten. Das sie bestimmt besetzt halten, wenn sie noch am Leben sind. Hier in dieser nordwestlichen Ecke der Staaten bürgt niemand für den Skalp des allernächsten Nachbarn.

Sutter und Ermatinger haben sich auf ihren Pferden umgedreht. Da liegt das Fort, die Männer im Tor winken ihnen noch zu.

Ermatinger schießt seine Büchse ab. Es soll ein Gruß sein zum Abschied. Die im Fort haben es auch richtig so verstanden und dippen die Flagge auf dem Mast. Dann ist der kleine Reiterzug verschwunden.

Zwei Wochen später sind Sutter und Ermatinger in Fort Boise. Das Fort steht noch, von der Besatzung fehlen nur acht Mann.

„Hatten einige kleine Auseinandersetzungen mit den Rothäuten“, sagt der kleine Leutnant, der das Fort befehligt.

Er ist vierundzwanzig Jahre alt und stammt aus Kanada. Die Offizierschule war ihm zu langweilig, und das Strammstehen behagte ihm längst nicht. Für solche wildgeborenen Heißsporne kennt die Regierung der Staaten nur ein einziges Mittel — den amerikanischen Westen. Hier allein werden Männer aus ihnen, hier formen ständiger Indianerkrieg und ewige Einsatzbereitschaft künftige Generale der Staatenarmee.

Sutter und Ermatinger schlafen eine Nacht im Schutz des Forts, dann steigen sie wieder auf die Pferde. Noch einige Gebirgszüge, lumpige 600 Meilen noch, und sie werden in Fort Vancouver eintreffen. Sie pfeifen sich ihre heimatlichen Lieder vor und werden mehr als einmal an die Schneeberge der Schweiz erinnert. Endlich scheint die letzte Höhe überstiegen, der alte Fährtenfucher Ermatinger riecht schon Wasser in der Luft.

„Sutter, wir müssen morgen auf den Schlangenfluß stoßen, oder ich will verdammt sein, dieses Land bis ans Ende meiner Tage zu durchwandern.“ Sutter ist wie geistesabwesend, er träumt seine schönsten kalifornischen Träume. Er sieht reiche Felder und blühende Farmen entstanden, er sieht riesige Viehherden zur Tränke ziehen und halbwilde Mustangs über die Prärie jagen. Das alles soll und wird sein eigen sein, er will die Erde zwingen, ihren Reichtum herzugeben. Der spanische Gouverneur Alvarado — mit dem würde er schon fertig werden. Für diesen langen Ritt sollte ihn der nicht mit einem Gemüsegarten abspesen, dafür wollte er schon sorgen.

Und die beiden reiten weiter. Sie schlagen ihr Lager hinter einem Felsen auf, der sie und ihr Feuer vor dem Höhenwind schützt. Sutter hält die erste Wache.

Die Sterne sind in langen Reihen zur nächtlichen Parade angetreten, und die Umrisse der Berge stehen gegen einen klaren Himmel. Ein Bergwolf heult, und manchmal tönt auch der Schrei der großen Felseneule aus einer nahen Baumgruppe herüber.

Das Schlimmste ist überstanden, ich werde Kalifornien sehen — denkt Sutter für sich. Ich werde arbeiten wie ein Pferd und meine Schulden in Europa tilgen. Anna und die Kinder sollen stolz sein auf mich, sie sollen zu mir kommen, und alles wird wieder gut sein. Wie schön wird das Leben werden, wie herrlich der Erfolg und wie groß unser Glück!

Der Mond zitterte über die Felsenberge und schien auf den Einsamen, der da am Felsen lag und schlief.

„Hallo, old chap!“

Ermatinger war leise herangeschlichen, um Sutter von der Wache abzulösen. Der schreckte auf und griff mit altem Instinkt zur Büchse.

„Sutter, altes Rauhbein, hast wohl den Nachtfrost in deinem Klappernochengerüst, he?“

Die beiden Freunde verstanden sich.

„Hab ein bißchen gedöst, Ermatinger; wir stehen zu dicht davor.“

Sutter geht und legt sich nieder, Ermatinger bezieht die Wache. Die Pferde scharren hinter einem Felsvorsprung, die Nacht ist kalt, und Ermatinger hüllt sich dicht in seine Decke.

„Und ich will ewig verdammt sein, wenn ich nicht den Fluß rieche.“

Mit diesen Worten hält sich der alte Wildwestknochen aufrecht in dieser Nacht, und am nächsten Mittag stoßen sie dann auch richtig auf den Snake River. Nun ist das Schlimmste überstanden. Sie erreichen den Columbia-Fluß, folgen seinem Lauf und langen gegen Ende September 1838 im Fort Vancouver an.

Vancouver ist fast eine Stadt, es hat sogar drei steinerne Häuser. Hier sitzen die großen Niederlassungen reicher kanadischer Pelzhäuser, deren Abgesandte das ganze Land bis hoch nach Baffinsland hin durchstreifen. Sutter und Ermatinger kommen ihnen gerade recht, für solche Kerle ist immer eine Verwendung. Sutter lehnt alle Angebote ab,

jetzt, so kurz vor dem Ziel, läßt er sich nicht abwendig machen. Aber kein Schiff geht nach Kalifornien, in spanischem Interesse liegt es nicht, daß Amerikaner in das Land kommen. Sutter wählt den phantastischsten Umweg, den je ein Abenteuerer wählte. Er segelt nach den Hawai-Inseln und fährt also wirklich über Honolulu nach Kalifornien. Aber als Geschäftsmann, der er nun einmal ist, benützt er die Gelegenheit und nimmt von drüben

gleich 30 Eingeborene mit, die sein kalifornisches Königreich bebauen sollen. Er traut der Arbeitskraft der Indianer nicht recht.

Nach einem Weg von 8000 Meilen landet Sutter mit seinem Kameraden Ermatinger in Kalifornien. Reitet durchs Land und kommt in jenes riesige Tal, das sich der Sacramento River geschaffen hat.

Hier muß das Paradies erstehen. Sutter reitet durch das Land, nimmt die Ackertrume in seine Hand, und er weiß, daß diese Erde trüchtig sein wird. Sutter sieht die Hügel des Tals, und vor seinem geistigen Auge bepflanzen sie sich mit Weinreben aus Deutschland. Er sieht die herrlichen Weidewiesen in den Nebentälern, und sein begeistertes Auge zählt schon die großen Herden, die darauf Platz haben könnten.

Der spanische Gouverneur Alvarado ist etwas erstaunt, als ihm eines Tages Sutter gemeldet wird. Der Mann scheint es eilig zu haben. Noch bildet seine phantastische 8000-Meilenfahrt den Gesprächsstoff des Landes, da hat dieser kühne Fremde schon Wünsche an den höchsten Beamten.

„Ja, Gouverneur, ich möchte Land haben. Möglichst viel, denn ich will aus diesem Tal ein Paradies machen. Es soll die zehnfache Zahl von Menschen ernähren, es soll die Kornkammer des Staates werden, es soll Viehstall für alle umliegenden Staaten werden. Hier wird eine neue Menichheit groß werden, und ich werde . . .“

Alvarado wehrt ab, nur nicht so eilig, Fremdling! In Spanien reht alles seinen Gang, und Mexiko ist ja so weit von hier, so weit.

„Wieviel Land dachten Sie denn, Sutter?“

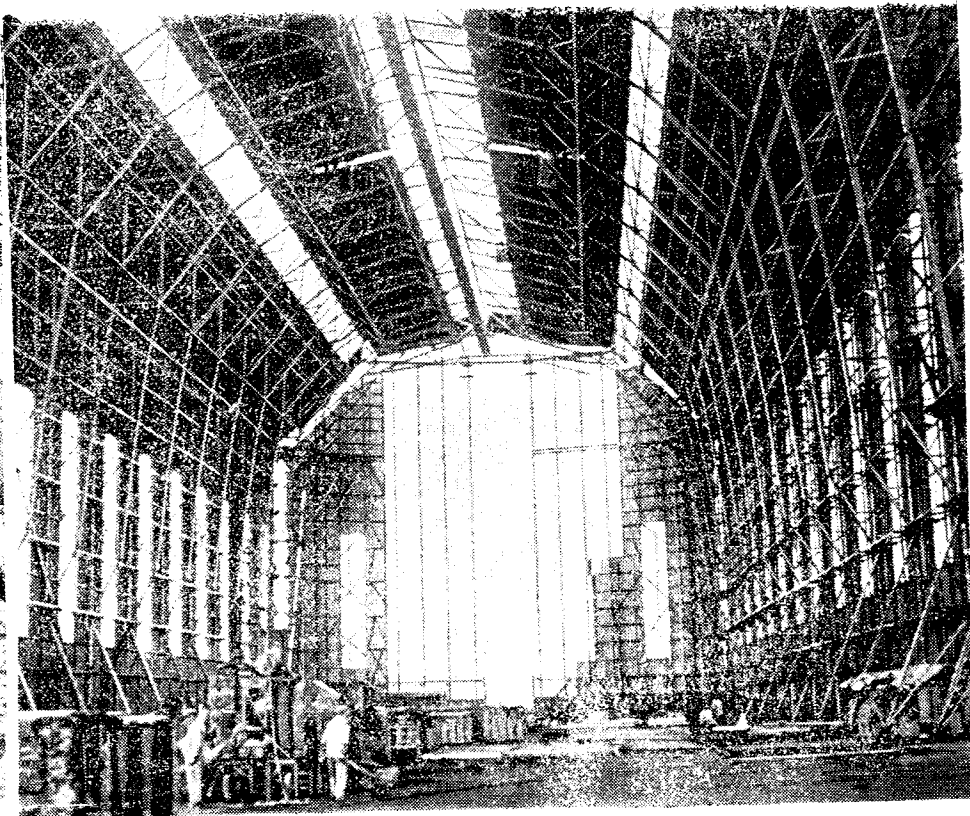
(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung: Kießlich M

„Ja, Gouverneur, ich möchte Land haben!“

Bilder aus aller Welt



Der neue Weltflughafen Rhein-Main vor der Vollendung
Nach zweijähriger Bauzeit geht nunmehr der Weltflughafen Rhein-Main bei Frankfurt am Main seiner Vollendung entgegen, und bereits im Frühjahr soll dieser Sammelplatz für den transozeanischen Luftschiffverkehr seiner Bestimmung übergeben werden. Unsere Bilder zeigen oben rechts: Blick in die vor der Fertigstellung stehende riesige Luftschiffhalle; unten rechts: Die Außenansicht der neuen Halle.
(Weltbild, K.)



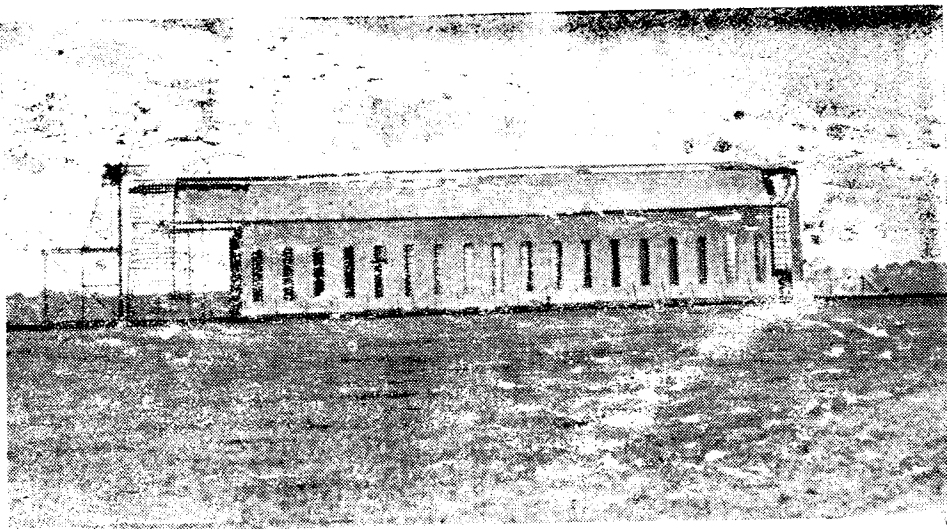
Das ist der Amba Aradam (Bild oben links)

Unser Bild oben links zeigt einen Ausschnitt aus dem Gebirgsmassiv, mit dessen Besetzung die Italiener die Schlacht von Enderta siegreich beendeten. Der Amba Aradam wird nun von den Italienern zu einer geradezu uneinnehmbaren Felsenfestung ausgebaut, die offenbar zu einer Basis für weitere Operationen werden soll.
(Pressephoto, K.)

Schwere Kältewelle an den Ostseeküsten

Während im allgemeinen der Winter bereits dem Vorfrühlingswetter gewichen war, sind die Ostseeküsten, insbesondere aber Ostpreußen, von einer schweren Kältewelle heimgesucht worden. Auf der Kurischen Nehrung sind, wie unser Bild zeigt, die Schneeverwehungen so groß, daß Bäume und Häuser nur noch mit den Spitzen herausragen.

(Scheri Bilderdienst, K.)





Dr „Edelweiß“ offn Maskenball in dr Walthersdörfer „Reichskron“.

Von Walter Schimm, Chemnitz.

Kurz nooch'n Krieg hattn sich in meiner Hamit acht Kerln ze en Klub zusammengemacht, dar sich dan schinn Name „Edelweiß“ gegabn hatt. Obr e fette Blum is doch im Urzgebarg ganz salt, wos mr von dan Klub net behauptn konnt, dā die Brüder warn bei jeder Schlachtigkāt drbei. Jedn Freitagohnd sohn die „Edelweißl“ im „Sächsischn Huf“ beisamm' un berot-schlogetn, wu se ne Sunntig ihr Kalbel austreibn wolltn. Merstnāls ging's nooch Walthersdörf in dr „Reichskron“ ze Tanz. Un de Kellner off'n Saal fräetn sich schie, wenn de Buchhölzer kame, dā die forgetn fir Umsag. Un en Sunntig im Februar warich do trot dr Engelbrecht-„Reichskron“-Wirt an dan „Edelweißl“-Tisch na un saht: „Meine Herrn, iewch tät mieh fräe, wenn Se mieh ze men'n gruñn Masknball in zwā Wochen unnerstüñn tätē!“ — „Worim dā net“, saht dr Deberschte vom „Edelweiß“, „Hauptsach, doß wos obfällt!“ — „Dodrüber läßt sich reden“, mähnet dr Wirt, „off paar Flaschn Wein kimmt mrsch net drauf aa, Hauptsach, Ihr macht ne racht schiene Grupp — un dann warn a de Preisrichter ihr Urtäl drnooch fällt!“

Dan Ohnd hot kärer von dan Kerln e Tanzgumpfer ehäm-geschafft, nā, is mußt offn Hämweg e Sach gesundn warn, mit dar se offn Masknball ne Reford schlagn. Allerlä Geschmäcker kame do zen Birschei. Dr Karl mähnet, e vrlād'te Kindtaaf wār net ze verachten, odr weil niemand e Weibsn machn wollt, fiell's hinntnunner, genau su wie ne Willn sei Birschlog, ne Hochzig ze machn. Ze guter Lekt enigt n sich de „Edelweißl“ off nr echten Reichsdörfer Musikkapell, wie se off de Gahrmärk strefig warn. Dr Alfred, dar schie im Posaunchor un bei de Pfadfinder Trompet geblosen hatt, war ganz Feier un Flamm', un dr Rudolf, dar währnd ne Krieg bei dr Buchhölzer Gugn-dwehr Tambour gemacht hatt, wollt sahe, doß 'r von de Feier-wehrkapell de Pauk geborgt kriegn konnt. Kurz un gut, wie die Karln dare Nacht ausenanner gegange sei, mähnet dr Bir-scheider, is soll sich bis zen Freitag jeder noch emol dan Kram durch'n Kopp giehe lossn.

Am Freitagohnd dare Woch drauf wur im „Edelweiß“ be-schlossen, doß die Kapell gemacht un zur Verstärking dr Musik dr Ferdenand von dr Brauhausestroß mit seiner Ziehharmonie angeiert wur. U's Schmücken dr Reichsdörfer wur en richting Trisör aufgetrogn. Domit mr fix nooch Walthersdörf kame, sollt ben Bargstroß-Spedentär-Paul mol nagehorcht warn, wos 'r fir nr Kastenschlietn-Ohndfahrt vrlange tät, un wens net ze teier, sollt ne dar Austrog zugeswenkt warn. Nu dr Paul hat Geschick nagericht un am Fesend-Dienstig halb Achte warn de Reichsdörfer eigetrudelt un dr Schlietn war schie mit'n Hafer-motor bepannt. Fix wurnd de Teifelsgeig, Trommel, Zieh-harmonie, Störzn, Pauk usw., verstaht, dann klettertn die Br-klād'tn in Schlietn un mit Hallo gings dr Rüh'wād hinner durchn Wald.

Im Neu-Amerika-Restaurant wurnd erst fix noch emol mit paar Faustpanseln de Kahl'n geölt; un weil dr Paul schie sette Masknball kenne tät, saht 'r ze die „Edelweißl“: „Horcht emol drauf, wenn mr ihe nooch'n Gasthof fahrn, sei mr in zah' Mi-nuten drinne, un ihr müßt gut annerthalbe Stund in dan Muel-toopp immering laafn. Wenn iewch Eich roten darf, fahrn mr übr Schlate (Schleittau) un fehrn noch mol im „Roß“ ei un prasseln nocherts nimm nooch Walthersdörf.“ Dr Birschlog wur bei-fällig aufgenommen.

Wie die lustign Kerln in dr Gasthof vom „Roß“ nei-troten, guket se dr Wirt von dr Seit aa un wollt se abn gelei' wieder naussteden; zun Gelick kam gerode dr Reibert-Gerhard-Dirigent zun Salon raus, — 's war gerode Singstund —, dan die „Edelweißl“ von dr Turnerei har kannten, un nu ruffeta se ne als Schlichter a. U dr Paul, dar bissel spöter reifam, drklāret fix die Sach — un dr Wirt mähnet, noochdam 'r paar Doppeldecker eigeschānt hatt: „Nu, ihr Musiker, macht nār mol āns!“ Dos lieñ sich die Musikantn net zwāmōt sogn. Dr Ferdenand offn Blossbalken spielet e Stückel nooch'n annern un die annern machetn e Hausn Deeb's drzu. Von die Männer, die am Stammiß ihrn Ohmdschoppn tranken, kam nu ene Runde nooch dr annern.

In dr „Reichskron“ herrschet unnerdess' Huchbetrieb. De Musiker hattn schie de Gackn über dr Stuhllahn gehāngt un schwiñetn su, doß de Pappnosen schie zwāmōt warn. Un de Masken blāketn eitelfort: „Macht nār bal' Demaskierung!“

Dr Buchdrucker-Schorch-Preisrichter mähnet zun Schu-zmann, dar sei liebe Rut hatt, de Aufpasser vom Tanzbudn fern-zehalten, domit de Brklād'tn Plag hattn: „Wenn nār erscht de Buchhölzer ra wār!“ U dr Engelbrecht-Wirt is bal' aus dr Haut gefahrn, übr die langschemelign Geselln aus Buchholz, die doch bestimmt komme wolltn.

Un nu ben Tauscher vorbeifahrn — nā, dos ging nett — mr mußt sich a emol virstelln; dortn wur fast jedn Sunntig offn Hämweg erst noch e Raaf-Butter-Brot vrdrückt. Also die Kapell machet fix e Standerle — dann mursch odr höchste Zeit, doß die Brüder in Gasthof kame. Wie se drauf wieder in Schlietn eifstiegn, marfet dr Paul, doß paar Musiker nimmer notensicher warn. Desdrwagn überprüfet 'r fix noch emol de Schlietnschüz, domit 'r känn Musiker vrlur. Mit Galopp gings nu ne Dorf nooch dr „Reichskron“ nauf. Wie de Fuchse kurz vörn Gasthof um dare Krimm nimm sprengte, ward doch dr Schlietn schleidern un zun größten Uelick ne Dirigent über Bord paffern. Dr Paul hot fix agehalten un dan Bruder aus'n Strooßngrobn rausgefischelt un bein Kreiterich übern Schlietn neigabn.

Vir dr „Reichskron“ schtand 's ganze Preisrichterkollegium, drinne offn Saal konntn se's vir U'schlacherei wagn dr Demas-kierung nimmer aushalt, un spuketn nu die Reichsdörfer Schlof-mühn damisch aus. „Macht nār fix, doß 'r offn Saal konnt, haut en'n Marsch runner — un gelei' drauf is Demaskierung!“ saht zelegt dr Schorsch. Obr mit dar Firigkāt hat dr Preis-richter gut reden — un is dauret alle Weile, eh' de Reichsdörfer in Gänsemarsch, ihre Instrumentr unnern Arm un in dr linkn Hand e gruß Notenblatt, akarat nei off'n Saal marschieretn. O wei — aus dar Räl' in dan Backusen — wenn dos gut obging — konntn de Musiker fruh sei. Jeerst gings ganz schie un un-nern Lächter wur sich im Kreis aufgestellt — nocherts häret de Kapell ubn auf un dr Reichsdörfer Kapellmäāster hub sen Stāden un mit en u'heimling Krawall sehetn de Musiker ei. Dr Ferdenand hatt ben Zernanfstiehe bissel de Balanze vrlorn un gab ne Teifelsaeischnieler, — dar sich an sen Wasnstiehl festkrampfet — e Schlenkerbilleit, doß ne offn Saal hiesladret. Die annern Musiker hobn dan Zwischenfall durch vstärkt'n Krach ausgeglichen — manche Leit hobn sich de Ohrn zugehalt, su feierlich hobn de Reichsdörfer gespielt. Drauf sehet de richtige Kapell ei un nooch zwā Minuin war Preisvorkündung un a'-schliehnd Demaskierung. Re ersten Preis frieget e Germane, ne zwāten e Freilein, die ne Kliegnpilz gemacht hat, un ne Ehr'npreis von zwā Flaschn Wein erhielt unner gruñ Deeb's, de Reichsdörfer Musikkapell.

An dan Maskenball hobn sich de Buchhölzer a de Chancen bei de Tanzgumpfern vrdorbn, dā se warn doch net machtig, en gescheitn Walzer ze tanzen; un wār nett solches Gerammel ge-wasen, doß kärer hiesliegn konnt, hätt's mandn offn Saal hie-geladert.

Deeb's guter Wein gewasen is, konnt kärer soan von dan Reichsdörfern, se hobn ne mōa nār su neigeshlitt als Beangstigt un e sich die Brüder an dare dicken Lust im Saal gewöhnt hattn — warich fruh worn! —

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



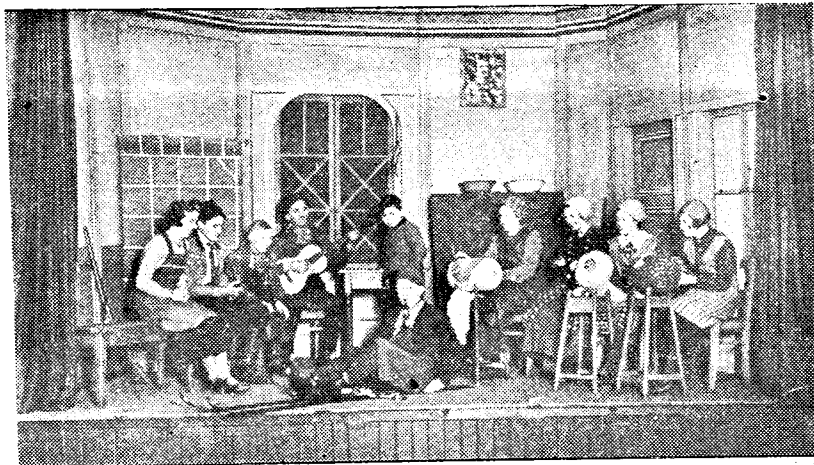
Bild oben links: Zurück zum Ausgangspunkt; oben rechts: Badfisch auf Schneeschuhen (hinter dem Scheibenberg); unteres Bild: Abfahrt der Klöppelschülerinnen.

Oberscheibe amüsiert sich!

Die Landjugend von Oberscheibe hatte mich zu ihrem Dorfabend im „Erbgericht“ eingeladen. Eigentlich hatte ich mich darauf gefreut, aber nach sieben Stunden Lustjagd — hatte ich's vergessen. Da lag nun die Einladung auf dem Tisch und das schönste Glatteis auf der Landstraße. Ich gab mir einen kleinen Ruck und machte mich noch, etwas spät, auf den Weg. Schnell rutschte ich zum „Erbgericht“ und kam gerade noch zum Höhepunkt des Abends zurecht. Ein Theaterstück! Immer wieder fällt mir die große Liebe der Jugend zum Theaterpielen auf. „Drei Tog vir dr Fahnenweih“. Ein bekanntes Motiv: Der Dorfschullehrer will das Wirtstochterlein heiraten. Er stößt beim Wirt auf heftigsten Widerstand. Weder die flehenden Bitten der Tochter noch die kräftigen Worte der robusten Wirtsfrau vermögen den Starrsinn zu brechen. Auf



Bild oben: Theateraufführung der Landjugend von Oberscheibe: „Drei Tog vir dr Fahnenweih“. — Bild unten: Reigen der Landjugend von Oberscheibe. Rechts unterm Hakenkreuz die Jungbäuerin Wella Schramm u. der Jungbauer Kurt Heß, beide Führer der Landjugend in Oberscheibe.



Schlusszene aus dem erzgeb. Theaterstück: „Schneeschuh' un e bißel Lieb“.

einen schlaun Einfall der Frauen hin versagt der gereizte Freier seine Mitarbeit als Leiter des Gesangsvereins. Streift der Leiter, so muß das Fest ins Wasser fallen, und das bereits bestellte Bier muß im Keller verfaulen! Diese Erwägung bricht den Trotz des Wirtes. Er willigt in die Heirat ein und muß gestehen: „Wir haben keinen Geschlechter hier!“ So naiv der Inhalt des Stückes war, so natürlich war auch die gesunde, humorvolle Art, mit der jeder seine Rolle spielte. Allerlei Vorträge würzten den Abend, darunter ein nettes Gedicht über die Volkstümlichkeit des Dirndtleides. Von den lobenden Versen gelockt, belebten sich sogleich alle anwesenden Dirndtleideträgerinnen. Schnell formte sich ein Kreis von Dirndeln in bunten Kleidern und duftigen Schürzen, und muntere Burischen reichten ihnen



zum Reigen die Hand. Viel Spaß hat mir dieser Abend bereitet und im Stillen mußte ich die erzieherische Arbeit der Leiter dieser Landjugend bewundern, denn leicht ist es nicht, die ungezügeltsten, meist noch ungeschliffenen Kräfte der jungen Landbevölkerung auf maßvolle Bahnen zu führen. Amüsieren sich die Großen, so wollen die Kleinen erst recht ihren Spaß haben. Als der Schnee schön fest war und die Sonne so warm darauf schien, daß es auf den weißen Abhängen nur so flimmerte, da erfreute die kleinen Mädchen der Klöppelschule der olympische Geist, und eines schönen Nachmittages stellten sie ihre Klöppelbäde beileite, bestiegen mit lustigem Geschnatter die Schlitten und vollführten auf der schönsten Rodelbahn ihre kühnen Talfahrten. Bertha-Hildegard Heiterberg. (Die Aufnahmen oben rechts und links wurden uns von vorgn. Verfasserin zur Verfügung gestellt.)

„Kraft-durch-Freude“-Spielschar in Rittersgrün

Auch in Rittersgrün ist eine Spielschar für „Kraft durch Freude“ ins Leben gerufen worden, die sich zur Aufgabe gestellt hat, den Rdf-Urlaubern, die unter schönes Erzgebirge besuchen, die Sitten und Gebräuche, die erzgebirgische Mundart, vor allem aber das Spitzklöppeln, so recht vor Augen zu führen. Unser Bild in der Mitte links zeigt die Schlusszene aus dem erzgebirgischen Theaterstück „Schneeschuh' un e bißel Lieb“, das von der Spielschar anlässlich des Besuchs der Hamburger Urlauber im Gasthof „Erzgebirgischer Hof“ in Rittersgrün aufgeführt wurde.

Nebenstehend die Brüder Wilhelm und Jakob Grimm, nach einem Gemälde von Elisabeth Jerichau in der Nationalgalerie in Berlin.